

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Großherzog Nikolai . . . . .	341
Frankreichs Hochschulen . . . . .	361

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

**Alleinige Anzeigen-Annahme**  
der Wechenschrift "Die Zukunft" nur durch  
**Max Kirsstein,**  
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.  
Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

**Abonnementspreis** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband  
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der  
**VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

## **Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,**

Gegr. 1875. **BERLIN C. 19, Petriplatz 4,** Gegr. 1875.  
an der Vertrauensstrasse.

**Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr**  
sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen.

## **Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.**

Gegr. 1869 **BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.** Gegr. 1869  
Tel. Zentr. 2035, 5094 11 335.

**An- und Verkauf von Wertpapieren.**  
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

**An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!**

## **Mosse & Sachs**

**Bankgeschäft**

**Berlin NW. 7, Unter den Linden 56**

Fernspr.: Zentrum 12450-12452. Telegramme: Samosbank

**Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.**

Fernsprecher: Steinplatz 9634-3635.

**Stahlkammer mit Safesanlage.**

# **Zeichnet die 3. Kriegsanleihe!**

Letzter Zeichnungstag:

**Mittwoch, den 22. September.**

**Mitscher** im Garten  
**Krebse**  
Französische Strasse 18 **Pfirsichbowle**

## **Berliner Zoologischer Garten**

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

**Täglich grosses Konzert.**

**Neul AQUARIUM** mit Terrarium  
u. Insektarium.



## Die Zukunft.

Berlin, den 18. September 1915.

### Großfürst Nikolai.

Der Minister beharrt noch immer in dem Glauben, daß der Friede zu retten ist. Die Zweifel Eurer Kaiserlichen Hoheit habe ich ihm, so deutlich, wie mir befohlen war, ausgedrückt; in so derben, knochigen Worten, wie sie an der Sängerbücke vielleicht noch nie gehört worden sind. Er steifte sich auf das Gebot der Amtspflicht, kein friedliches Mittel unversucht zu lassen. Bleiben alle unwirksam, dann können wir der russischen Gesellschaft den Beweis vorlegen, daß uns der Krieg aufgenötigt ward und daß...

„Wir erst ein Stärkeklystier nehmen mußten, um die ärgste Diarrhöe loszuwerden. Dafür auch noch Beweise? Sasonow ist ein schwindstüchtiges Täubchen. In diesem Ministerium beerbt ein Hosenmaß den anderen. Seit Jahrzehnten. Gortschakow war ein parfümirtes altes Schwein. Bis über die Grenze der Leistungsfähigkeit hinaus in jedem Jahr mindestens viermal läufig und noch in den Pausen immer *sous le charme* irgendeines Unterrockes oder weibischen Schwägers. Er kannte aber das politische Personal und die Coullfengeschichte von Europa; wußte ein Ding zu drehen, hatte eine leichte Hand und schließlich Etwas wie Nimbus. Den Ueberwinder hat er selbst aufgezüchtet; und, *sous le charme de Bismarck*, zu spät gemerkt, daß dieser Kerl aus einer ganz anderen Schachtel kam. Von Dem war, nach Sedan, sogar noch 1875, die Dardanellenöffnung sammt Konstantinopel billig zu haben. Statt es zu erlangen, fütterte der Zwerg seine runzelige Eitelkeit mit dem Knabenspaß, einem Großen Steine zwischen die langen Beine

zu werfen. Uebrigens: Weh Dem, der sich früh so in Furcht bringt, daß der Gegner sein stärkstes Geschüh wider ihn auffährt! Immerhin war der Alte die letzte Figur da drüben. Giers mochte die Lider nie von den Thränenfäden aufziehen: und sah drum nicht mal, was nebenan geschah. Lobanow hatte was in sich; ist aber als Knospe gewelkt. Das artige Lebemännchen Murawiew konnte nur unserer guten Dänin, mit Monocle und blanken Worten, ein Genie scheinen. Iswolskij: gut als Techniker, doch, mit kindischer Empfindlichkeit, Geldklemme und Irrwischer, für europäisches Klima ungeeignet; von seiner Witterung zeugt das Abkommen mit Japan (wie die Unbändelung mit Italien von der Blickschärfe, die Giers in wachen Minuten hatte); daß er gegen Uehrenthal den unbedachten Contre Gortschakow's gegen Bismard wiederholen wollte und uns den Mann verfeindete, der hier der russischste aller Diplomaten seit Caulaincourt gewesen war, zeigt ihn als Tap's. Welche Galerie, Heilige Mutter von Kasan! Daß auf der anderen Seite des Schachbrettes nichts Besseres war, ist ein Trost für Knirpse. Der Einzige, aus dem, trotz der Kruste des deutschen Herrn Professors, Brauchbares zu holen gewesen wäre, Hartwig, ist uns krepirt, ehe er seine Durchschlagskraft zeigen konnte. Sasonow ist nicht so dumm wie, nach dem Urtheil unserer Großen Katharina, sein Ahn; eher ein feines Köpfschen. Auf diese Sorte ist Europa heute heruntergekommen. Siehst Du ihn noch aus Potsdam zurücktrippeln? Raum hat er das Lied von seinen, 'Erfolgen' und der rührenden Eintracht mit Deutschland der Laute entzupft: da knattert die Meldung herein, daß die Deutschen das ganze Erste Türkencorps, also Konstantinopel, in der Hand haben. Die Freude wurde versalzen, die Militärmission für eine Weile noch aus der Allmacht gesperrt; aber unser Köpfschen lernte aus dem Erlebniß nichts und wurde nach dem Gallenfieber bald wieder zutraulich. Jetzt bewinselt es die Frage, ob unserlaubt sein werde, zu behaupten, daß der Krieg uns 'aufgenöthigt' worden ist, oder ob die lebenswürdige 'Gesellschaft' uns vorwerfen dürfe: Ihr Racker habt ihn gewollt. Wenn ich solche Unterscheidung im Pagen-corps gehört hätte, wäre der feinste Bengel nicht ohne Ohrläppchenkniff weggekommen. Aus dem Mund eines Ministers riecht es wie Sterlet, dessen Leiche acht Tage in der Krimsonne lag. Sind wir Bettfärber, die sich Leinsamen oder Rizinus aufnöthigen lassen?

Schade, daß Wittes Hausjude Rothstein nicht mehr lebt. Von diesem schlauen Uasmäkte die Hohe Excellenz hören, wie es einem Geschäftsmenschen ginge, der seinen Sozlen oder Aktionären zu erzählen wagte, die Gerissenheit der Konkurrenz habe ihm den Rebbach verdorben oder Konflikte aufgenöthigt. „Bezahlen wir Sie, damit Sie uns von der Geriebenheit Anderer vorplärren? Sind Die dreimal gestiebt: seien Sies siebenmal! Sonst . . . liegen wir bei Ihrer Mutter!“ Offensiv oder defensiv: darüber verlieren Erwachsene kein Wort. Wer, in Staatsgeschäften, lieber ein frommes Rindvieh als ein verschmihter Schlagetot scheinen will, mag bei Eskopen Stimmen sammeln. Wer Angriff nicht in Vertheidigung umzuschminken versteht, soll mit den Beamtenfrauen unseres Opernchores, während Jewgenij Onjegin seine Lunge überheizt, Konfitüre schmazen. Ich bin nur Kavallerist und Generaladjutant Seiner Majestät. So viel Wind hat mir aber um die Nase geweht, daß ich über die Unterscheidung gewollten Krieges von aufgenöthigtem nicht einmal mehr lachen kann. Kümmerliches Gefasel; taugt in die Kinderstube Alexej's. Weiter. Was steckt noch in der Kiste des Köpfschens? Oder ist sie schon leer?“

„Der Minister hat mich ersucht, Curer Kaiserlichen Hohelt das Gerippe der wichtigsten Vorgänge zu zeigen, und mir die dazu nöthigen Notizen gestiefert. Mit gnädiger Erlaubniß . . .“

„Gerippe sagt mir nichts Rechtes. Fleisch, Sehnen, Eingeweide, Adern und Saftinhalt: da sitzt das Leben. Damit können meine Sinne arbeiten. Der Rest: Vergleichende Osteologie; nichts mehr für den Operateur. Doch fürs Erste immerhin: los!“

„Am dreiundzwanzigsten Juli (ich gebe die Data nach westeuropäischer Zeitrechnung), um sechs Uhr nachmittags, hat der Gesandte Oesterreich-Ungarns in Belgrad dem Finanzminister Paischu, der den Ministerpräsidenten Paschitsch während dessen Wahlreise vertrat, das Ultimatum überreicht und die Frist zur Antwort auf achtundvierzig Stunden begrenzt. Paischu hat unserem Strandtman den Inhalt mitgetheilt und hinzugefügt, keine serbische Regierung könne alles Geforderte leisten. Trotz der kurzen Frist erhielt unser Auswärtiges Amt vom Volschaster Grafen Szapary die Note erst am vierundzwanzigsten Julimorgen; sechzehn Stunden nach der Uebergabe in Belgrad. Herr Sasonow ließ sofort den Minister Grafen Berchtold um Fristverlängerung bitten; ,da-

mit unerrechenbare Folgen verhütet werden'. Er schrieb: 'Ueberzeugen die Großmächte sich von der Berechtigung der österreichischen Forderungen, dann könnte ihr Rath sie in Serbien unterstützen. Eine Weigerung, die Frist zu verlängern, nähme dem von Oesterreich-Ungarn bei den Großmächten gethanen Schritt jede Bedeutung und stünde in Widerspruch zu den Grundbegriffen internationalen Verkehrs.' Berlin, London, Paris, Rom wurden ersucht, in dem selben Sinn auf Wien einzuwirken. Am selben Vormittag kam die Depesche des serbischen Prinz-Regenten an unseren Allergnädigsten Herrn. Prinz Alexander berief sich darauf, daß seine Regierung von der ersten Minute an, das abscheuliche Verbrechen von Sarajewo verurtheilt und die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen jeden auf serbischem Boden der Beihilfe Verdächtigen angeboten habe. 'Jeder der Beihilfe zu dem Attentat überführte Serbe wird von uns streng bestraft werden.' Die Frist sei zu kurz, manche Forderung Oesterreichs erst nach einem von der Skupschina zu billigenden Verfassungswandel erfüllbar. Von dem Slawenherzen des Zaren erbitte er Vermittlung. Auf den unterthänigsten Rath des Ministers haben Seine Majestät die Antwort aufgeschoben. Paschitsch beschloß nach seiner Rückkehr, innerhalb der Frist zu antworten und Unnehmbares anzunehmen; zu Strandtman sagte er: 'Ist der Krieg nicht zu vermeiden, dann werden wir ihn führen.' Sasonow ließ drucken: 'Die Kaiserliche Regierung beobachtet aufmerksam die Entwicklung des serbo-österreichischen Zwistes, dem Rußland nicht gleichgiltig zuschauen kann.' Wien lehnte die Fristverlängerung ab. Rudaschew konnte den Grafen Berchtold, der in Jschl beim Kaiser Franz Joseph war, nicht sehen und mußte mit dem Sektionchef Baron Macchio verhandeln. Die Abwesenheit Berchtolds führte auch der berliner Staatssekretär als einen der Gründe an, die ihn zweifeln ließen, ob unser Wunsch nach Aufschub der Entscheidung irgendeinen Erfolg haben könne. Stärker sei das Bedenken, ob Oesterreich durch Nachgiebigkeit in der letzten Stunde nicht das Selbstbewußtsein Serbiens steigern werde. Dieser Gefahr sei eine Großmacht im Verkehr mit einem Kleinstaat nicht ausgesetzt, sagte Bronewskij; konnte aber, trotzdem er auf die Möglichkeit ernster Folgen hindeutete, eine bestimmte Beistandszusage von dem Staatssekretär nicht erlangen.\*

„Strandtman, Rudaschew, Bronewskij sind doch Sekretäre. Wo waren die Missionchefs, Hartwig, Schebeko, Swerbejew?“

„Auf Urlaub.“

„Und Jßwolstij, mit Polncaré und Viviani, auf der Rückreise aus Peterssburg; und Paris Herrn Sebastopulo anvertraut. Alles, was noch ein Bißchen Ansehen und Erfahrung aufbringen konnte, nicht zu Haus. Saubere Wirthschaft. Und doch war seit der Geschichte in Sarajewo auf Meilen zu riechen, daß irgendwas gebraut werde. Wozu mästel man, mit übertriebenem Kostenaufwand, Botschafter, die so stumpfe Nasen haben, daß sie sich nicht zu rechter Zeit heimtrollen? Der ‚Herr Oberst‘ . . . Schön. Also!“

„Daß Serbien unserem Rath gefolgt und in seiner Antwort fast über die Grenze des einem souverainen Staat Möglichen hinaus gegangen ist, wissen Eure Kaiserliche Hoheit. Die Antwort schloß mit der Erklärung, das Königreich sei, wenn die angebotene Genugthuung in Wien noch nicht genüge, bereit, sich entweder dem Urtheil des haager Internationalen Gerichtshofes oder dem Spruch der interessirten Großmächte zu fügen und, in jedem Fall, ‚wie immer, eine friedliche Verständigung zu erstreben‘. Graf Bendendorff (der, wie ich betonen möchte, auf seinem londoner Posten war) meldete, der Oesterreichische Botschafter, Graf Mensdorff, habe zu Grey gesagt, die wiener Note sei nicht als Ultimatum zu betrachten und werde, nach ungenügender Antwort, zwar zum Abbruch des diplomatischen Verkehrs, aber nicht sofort in Krieg führen. Nach dieser Angabe blieb noch ein Hoffnungsschimmer; wir mußten in ihr ja den Ausdruck des austro-ungarischen Regierungswillens sehen. An dem selben Tag ließ Berlin offiziös melden, es habe auf den Wortlaut der Note keinerlei Einfluß geübt, ihn vor der Aushändigung in Belgrad gar nicht gekannt, finde Oesterreichs Anspruch aber berechtigt, werde ihn unterstützen und hoffe noch, daß der Streit lokalisiert bleibe. Ungefähr eben so sprach der Deutsche Botschafter in Paris; da ‚der Pfeil nun einmal abgeschossen sei‘ (wörtlich), könne Deutschland sich nur von seiner Bundespflicht leiten lassen. Abends erhielt Paschitsch die Mittheilung, seine Antwort genüge nicht und der Gesandte Giesl verlasse deshalb, mit dem ganzen Personal, die serbische Hauptstadt; sofort wurde die Einberufung der Stupschitina und die Abreise der Regierung und des Diplomaten-corps nach Nisch beschlossen. Sasonow gab noch nachts unserem römischen Botschafter den Auftrag, dem Marchese di San Giuliano zu sagen, Rußland dürfe

den Serben seinen Schutz nicht entziehen und Italien könne zur Erhaltung des Friedens wesentlich mitwirken, wenn es in Wien deutlich zeige, daß es den Streit, der nicht lokalisiert werden kann, unter keinen Umständen begünstigen werde. Am nächsten Morgen meldete der prager Generalkonsul Rasanstij, der Kaiser habe die Mobilisirung des Heeres beschlossen. Aus Berlin telegraphirte Bronewstij, eine große Menge habe, als die österreichische Mobilmachung bekannt geworden war, lärmende Straßenundgebungen für Oesterreich-Ungarn, später, vor unserem Botschaftshaus, feindliche gegen Rußland veranstaltet; Vollzei war kaum zu sehen und schritt nicht ein. Aus Christiania wird die schleunige Heimfahrt des deutschen Geschwaders, aus Driedenhofen der Anfang der Mobilisirung, aus Baden die Registrirung aller der Militärbehörde erreichbaren Automobile berichtet. Trotz Alledem verhandelt Sazonow ruhig weiter. Jedes Mittel, das den Frieden sichern könne, sei ihm genehm: Einzelverhandlung mit Szapary; Konferenz der unbetheiligten Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Italien (Vorschlag Grey); auch jeden anderen Weg, der ans Ziel führen könne, werde er gehen. Am siebenundzwanzigsten Juli ist Herr Tswostij wieder in Paris. Er kann feststellen, daß Dringende Depeschen nach und aus Serbien durch den österreichischen Telegraphendienst viele Stunden, halbe Tage lang verzögert werden; und daß in Paris der Deutsche Botschafter sich bemüht, Frankreich von uns zu trennen und für den Fall des Mißlingens die ganze Schuld am Kriegsausbruch uns und unseren Verbündeten zuzuschleben. Dieser Tag bringt zwei wichtige Thatfachen. Grey sagt zu dem Fürsten Tschnowstij: ,Wenn Oesterreich, trotz der serbischen Antwort, deren über alles Erwarten versöhnlicher Ton der russischen Einwirkung zu danken ist, den Krieg erklärt, enthüllt es damit die Absicht, Serbien zu vernichten. Daraus kann ein Krieg werden, in den alle Großmächte eingreifen müssen. Gern werden wir in Gemeinschaft mit Deutschland alles für den Frieden Mögliche thun; ist er aber nicht zu erhalten, dann handeln wir in völliger Willensfreiheit.‘ Und, zweitens, die Antwort unseres Allergnädigsten Herrn an den Prinz-Regenten von Serbien schließt mit dem Satz: ,So lange auch nur die schmalste Hoffnung bleibt, Blutverluste meiden zu können, muß all unser Streben diesem Ziel zugewandt sein. Erreichen wirs, wider meinen auf-



richtigen Wunsch, nicht, dann darf Eure Königl. Hoheit gewiß sein, daß Serbiens Schicksal dem Russischen Reich niemals gleichgiltig werden wird.' Der Achtundzwanzigste liefert Schebekos wiener Depesche, der Kaiser habe den Mobilisirungsbefehl unterzeichnet; und Bronewskijs Meldung, noch sei die serbische Antwort von keiner berliner Zeitung im Wortlaut veröffentlicht worden; ,offenbar werde die Veröffentlichung nicht gewünscht, weil sie die deutschen Leser beruhigen könnte'. Paschitsch ruft, als Strandmann ihm die Depesche unseres Herrn vorgelesen hat... "

„Himbeerwas mit Streuzucker! Also? Er hat sich gewiß bekreuzigt, anderthalb Dugend heißer Thränen vergossen; und?“

„Unseren Geschäftsträger umarmt, geküßt und ausgerufen: ‚Groß, Herr Gott, und gütig ist der Zar!‘ Danach kann er mittheilen, daß Bulgariens Gesandter offiziell angezeigt hat, seine Regierung werde für die Dauer des Krieges neutral bleiben. Diese Anzeige ist wichtig, weil sie die Gefahr doppelten Angriffes auf Serbien ausschließt, dem, nach dem Bularester Vertrag, der Eingriff Rumäniens und Griechenlands folgen müßte, und weil sie die Hoffnung auf rasche Erneuerung des Balkanbundes nährt. Noch hat übrigens der Krieg, für den die bulgarische Neutralität zugesagt wird, nicht begonnen. Der Deutsche Reichskanzler läßt, am neunundzwanzigsten Juli, durch Pourtalès Herrn Sasonow sagen, er werde den Versuch mildernder Einwirkung auf Oesterreich fortsetzen, dessen Heer, nach seiner Kenntniß, Serbiens Grenze noch nicht überschritten habe. Sasonow dankt für den freundschaftlichen Ton dieser Mittheilung und erläutert dem Botschafter unser militärisches Handeln; gegen Deutschland sei nicht, auch gegen Oesterreich-Ungarn nur das durch dessen Mobilmachung Gebotene verfügt worden und Niemand plane bei uns einen Angriff. Wenn Wien guten Willen zeige, werde, nach den serbischen Konzessionen, die Verständigung leicht sein; am Schnellsten wäre sie durch unmittelbare austro-russische Aussprache und zugleich durch eine Konferenz der vier unbetheiligten Großmächte zu erlangen. Die Aussprache wird von Oesterreich abgelehnt; und Herr von Jagow, der das Wort ‚Krieg‘ für die ‚Strafexpedition nach Serbien‘ unpassend findet, will offene Einwirkung auf Oesterreich nicht zusagen, das sich sonst beellen würde, ‚Deutschland vor eine Thatfache zu stellen.‘ Darf ich die Geduld Eurer Kaiserl. Hoheit

noch, für Minuten nur, in Anspruch nehmen? Mein Vortrag ist dem Ende nah. Grey läßt in Berlin sagen, die Vermittlung, für die Frankreich, Italien, England gewonnen seien, hänge am Willen Deutschlands, dem die Bestimmung der Form überlassen werde. Unser Herr telegraphirt, nachdem er in Peterhof seinen Minister empfangen hat, an den Deutschen Kaiser: „Ich bin glücklich, daß Du nach Deutschland heimgekehrt bist, und beschwöre Dich, in dieser ernstesten Stunde mir zu helfen. Einem schwachen Volk ist ein schmachlicher Krieg erklärt worden; dadurch ist in Rußland ungeheure Erbitterung entstanden, die ich durchaus theile. Ich sehe voraus, daß ich dem Druck, der auf mich geübt wird . . .“

„Auf den Selbstherrscher? Druck? Von wem?“

„Doch wohl von der Volksstimmung . . . nicht mehr lange widerstehen kann und zu Schritten genöthigt sein werde, die in Krieg führen können. Damit das Unglück europäischen Krieges uns fern bleibe, bitte ich Dich, im Gedächtniß unserer alten Freundschaft, mit allen Dir erlangbaren Mitteln Deinen Bundesgenossen zu hindern, allzu weit zu gehen.“ Troß der (später widerrufenen) Meldung, Deutschland habe Heer und Flotte mobilisirt, schlägt Sazonow zwei Verständigungsformeln vor. Erste: „Wenn Oesterreich von der Erkenntniß, daß aus der austro-serbischen eine europäische Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ultimatum auf die mit Serbiens souverainen Rechten unvereinbaren Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvorbereitungen ein.“ Er bittet, alles zur Friedenswahrung von Berlin aus irgend Mögliche zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Verhandlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutschland und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen Bereitschaft ausgenützt wird. Herr von Jagow antwortet, die Formel scheine ihm für Oesterreich unannehmbar. Auf Greys Wunsch wird sie geändert; und lautet nun: „Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro-serbischen Zwist eine Frage von europäischem Interesse geworden ist, und zugiebt, daß die Großmächte erwägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der austro-ungarischen Regierung gewähren könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu beharren.“ In Greys Auftrag tritt Goshen in Ber-

Ein für diese Formel ein. Auf zwei Depeschen des Deutschen Kaisers antwortet unser Herr: „Die militärischen Beschlüsse sind schon fünf Tage alt und nur zur Abwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zu Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Handlung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai.“ Dies ist vom einunddreißigsten Juli.

„Wie schloß die Depesche, deren Beantwortung ich jetzt hörte?“

„... Hier! ,Das ganze Gewicht des zu fassenden Entschlusses wird nun auf Deinen Schultern ruhen; sie werden die Verantwortlichkeit für Krieg oder Frieden zu tragen haben. Wilhelm.“

„Nicht ‚herzlichst‘; nicht ‚Dein‘; nur der Name. Und darauf die Antwort vom Einunddreißigsten. Gut. Noch was?“

„Das berliner Telegramm war aus der Nacht vor dem letzten Julitag. Vierundzwanzig Stunden danach forderte Pourtalès: Demobilisation, auch auf unserer österreichischen Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst deutscher Mobilmachungsbefehl. Sazonow's Frage, ob diese Forderung Krieg ankünde, verneinte der Botschafter; meinte aber, die Gefahr sei ganz nah. Frankreich ist zur Erfüllung seiner Bündnißpflicht bereit; nicht, mit leichtem Herzen. England hat bis heute irgendwelche Verpflichtung für den Kriegsfall nicht auf sich genommen; auch der Republik nichts zugesagt.“

„Und Ihr schaukelt Euch noch, wie in Livadia der fette Bapagai in seinem Messingreif, zwischen Furcht und Hoffnung?“

„Die Situation ist unklar und mindestens seltsam zu nennen. Deutsche Ultimata in Petersburg und in Paris; gestern aber sind, trotzdem eigentlich doch nur von einem austro-russischen Konflikt die Rede sein kann, von Szapary die Verhandlungen mit Sazo-

now wieder aufgenommen worden und Graf Berchtold hat in freundschaftlichem Ton mit Schepko geredet. Und heute hörten wir von Szapary, Oesterreich-Ungarn sei bereit, den Einfall in Serbien aufzuschieben und die Stellen seiner Note, die Serbiens Souverainetät gefährden, von den Großmächten, zum Zweck der Vermittlung, nachprüfen zu lassen. Dabei ist unser Ministerium nicht etwa das Opfer einer Selbsttäuschung. Grey hat seiner aufrichtigen Freude über die Wiederaufnahme der Verhandlungen Ausdruck gegeben und vorgeschlagen, die durch das Mißtrauen Rußlands und Oesterreichs gegen einander erschwerte Lösung dadurch zu fördern, daß an der Sängerbücke von England, am Ballhausplatz von Deutschland, unter der Bürgschaft aller vier unbethelligten Mächte, der Vergleich empfohlen werde: Keine Kleineroingung des serbischen Gebietes und Hoheitrechtes, aber volle Genugthuung für Oesterreich. Bis dieser Vorschlag erledigt ist, dürfe natürlich keine Macht die Waffenaktion fortsetzen. Wiens Einverständnis sei durch die Worte Berchtolds und Szaparys gesichert. Goshen solle die Zustimmung des Herrn von Jagow zu erlangen suchen und ihm oder dem Kanzler sagen: Grey werde jeden Vorschlag, der Deutschlands Willen zur Friedenswahrung erweise, nicht nur gern in Paris und Petersburg unterstützen, sondern auch beiden Regierungen deutlich aussprechen, daß England, wenn sie so unvernünftig wären, solchen Vorschlag abzulehnen, sich um die Folgen dieser Ablehnung nicht im Geringsten kümmern werde. Diesen Entschluß hat Grey dem Deutschen Botschafter angezeigt; ihm aber nicht gehehlt, daß in einen Krieg, in den Frankreich hineingezogen werde, wohl auch England eingreifen müsse. Seine Absicht ist offenbar: beide Parteien durch die Andeutung, daß sie im Fall muthwillig begonnenen Krieges England gegen sich haben würden, einzuschüchtern und zu friedlicher Schlichtung des Streites zu stimmen. Dieser Unbethelligte, dem man Erfahrung und Instinkt des Politikers doch nicht absprechen kann, hält den Stand der Dinge also nicht für hoffnungslos. Kaiserliche Hoheit werden danach begreifen, daß auch Herr Sasonow bis in diese Stunde auf dem Glauben steht, der Friede Rußlands und, mindestens, Europas sei durch besonnenes Handeln noch zu retten.\*

„Was ich begreifen will, lasse ich nicht von Barbois einspeichern. In Curer Küche ist jeder Winkel jetzt hell. Und ich verstehe, warum ich später als der dreifigste Wolgastlöser mobil gemacht

wurde. Hauptkerle! Mit Oesterreich haben sie Streit. Beide Mächte bereiten sich zum Waffengang. Deutschland drängt sich dazwischen und fordert, trotz herzlichster Ergebenheit, Hilfsleihen und anderem zucker süßen Gerede, schleunigste Demobilisirung, auch an Oesterreichs Grenze. Das verlangt selbst diese Demüthigung gar nicht, sondern nimmt das abgebrochene Gespräch wieder auf und ist, zum ersten Mal in dieser Krisis, mit diplomatischer Erörterung der in seinem Ultimatum strittigen Punkte einverstanden. Ueber dieses Ultimatum wäre also hinwegzukommen; die Regierung meines Schwagers Peter in dem Umfang haßbar zu machen, in dem ihre Mitschuld an der Ermordung des Erzherzogs nachgewiesen werden kann (wovon ja, weiß die Hauptsache ist, noch nicht die Rede war). Bleibt das zweite, das berliner Ultimatum. Wenn der Kaiser von Rußland, dem man's an den Kopf zu werfen gewagt hat, sich ihm beugt und die Mobilisirung gegen Deutschland rückgängig macht, sßt ihm noch immer die Kriegsgefahr an der Kehle: weil er die militärische Vorbereitung gegen das mobile Oesterreich nicht einstellt, das die Einstellung gar nicht verlangt und mit ihm beinahe schon einig ist. Blödsinn, der die höchsten Uralgipfel übersteigt! Blinde Kinder tappen in den Sumpf. Und das hustende Täubchen an der Sangerbrucke träumt noch von Friedensrettung?"

„Seine Hohe Excellenz, deren Auffassung ich, ohne Andeutung eigener Bedenken, hier wiederzugeben berufen bin, stimmt mit den Ministern der Westmächte in dem Glauben überein, daß der letzte berliner Entschluß von der Frage abhängig sein wird, ob das Deutsche Reich fürchten muß, Großbritannien neben Rußland und Frankreich zu finden. Nun hat, wie ich mir darzustellen gestattete, Sir Edward Grey beide Parteien dadurch unsicher und zum Vergleich willig zu machen versucht, daß er die Macht oder Gruppe, die einen ‚vernunftigen Ausgleichsvorschlag‘ abgelehnt hätte, mit Englands Gegnerschaft oder, mindestens, eiskalter Neutralität bedrohte. Diese Drohung konnte unsere Haut nicht ritzen; wir haben uns ja täglich zur Annahme jedes vernunftigen Vorschlages bereit erklärt und sogar, vielleicht schon zu laut, um neue Formeln gebeten. Aber Grey hat noch mehr gethan. Er ließ gestern durch Goschen dem Reichskanzler sagen: ‚Ueberstehen wir die Krisis und wird der Friede erhalten, dann werde ich all meine Kraft für ein (von Deutschland mitzubeschlieendes) Abkommen einsetzen, das dem Deutschen Reich völlige Sicherung gegen eine feindsaltige

Politik Frankreichs, Rußlands, Britanniens, der einzelnen Mächte oder ihrer Gesamtheit, bietet und die selbe Sicherung auch den Bundesgenossen Deutschlands verbürgt. Solche Uebereinkunft zu schaffen, war längst mein Wunsch; der Erfüllung galt meine Arbeit während der letzten Balkankrise. Und da ihn auch Deutschland hegte, war die Besserung im Verhältniß der beiden Länder sichtbar. Noch schien mein Gedanke zu utopisch, als daß er der Ausgangspunkt bestimmter Vorschläge werden konnte. Gelangen wir aber durch die neue Friedenserschütterung, die gefährlichste, von der Europa seit vielen Menschenaltern heimgesucht ward, wieder in Ruhe, dann, hoffe ich, wird die Nachwirkung ein erleichtertes Aufathmen und eine innigere Verständigung der Mächte bringen, als bisher zu erlangen war.‘ Dabei handelte sich, wie Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht entgehen kann, um das weitaus werthvollste Angebot, das aus Britanien jemals nach Deutschland kam; recht eigentlich um den Antrag, das System der zwei, seit zehn Jahren einander unfreundlichen Gruppen aufzugeben und aus der Triple-Entente einen einträchtigen Großmächtebund, also den Keim zu Vereinigten Staaten von Europa werden zu lassen. Herr von Bethmann gab dem Botschafter Goshen keine Antwort; er sei im Augenblick (der Empfang war am letzten Julimorgen) so überbürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte deshalb um eine Abschrift. Die hat er empfangen; aber bis in diese Stunde nicht beantwortet. Da weder anzunehmen ist, daß er die ungeheure Bedeutung des Antrages nicht erfaßt habe, noch, daß er ihn mit grundlos fränkendem Schweigen abthun wolle, erwartet Sasonow in jeder Minute den Besuch Sir George Buchanans, der die in London eingetroffene Antwort vorlegen werde. Sie könnte einen neuen Weg in Verhandlungen öffnen, deren Gegenstand über den Zufallsstreit von gestern und heute in Höhe und Tiefe beträchtlich hinausginge. Daß solche Möglichkeit abgewartet wird, läßt sich um so leichter rechtfertigen, als unsere Vorbereitung ja nicht etwa deshalb stockt. Auch die diplomatische nicht. Das Rundschreiben des Ministers ist im Rohbau fertig. Es erwähnt, daß wir schon am achtundzwanzigsten Juli die erste Meldung von Oesterreichs Mobilisation hatten und dort sogleich die Hälfte des Heeres, bei uns nur die Mannschaft der vier Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kasan unter die Fahnen gerufen wurde; daß wir Serbien, dessen Volk

und Regierung ohne irgendwelchen Beweis der Mitwirkung zu einem gemeinen Verbrechen beschuldigt worden waren, nach allem in vergangener Zeit Geschehenen und im Bewußtsein slawischer Verwandtschaftspflicht nicht schutzlos lassen durften, aber, trotzdem die offene Stadt Belgrad zweimal beschossen wurde, stets in freundschaftlichem Ton mit Oesterreich-Ungarn gesprochen, von ihm und von Deutschland friedliche Schlichtung des Streites erstrebt und alle unbetheiligten Mächte als Helfer zu diesem Werk aufgerufen haben; daß gerade der Tag, der die Einigung mit Oesterreich in nahe Sicht brachte, uns mit dem deutschen Ultimatum überrumpelte. Dessen Frist läuft in drei Stunden ab. Und der Minister legt natürlich den allergrößten Werth auf den Rath Eurer Kaiserlichen Hoheit, deren Führung im Kriegsfall unser Heer . . .“

„ . . . vielleicht allergnädigst anvertraut werden wird; wenn Seine Majestät nicht geruhen, einen tauglicheren und bequemeren Feldherrn aus der Westentasche zu ziehen. Du könntest, Andrej Wassiljewitsch, wissen, daß ich kein Treßengeck oder Ehrgeizhals bin, auf ererbte Hoheit pfeife und in Rede und Schrift nur als ‚Generaladjutant Nikolai‘ bezeichnet sein will. Ich bin des Kaisers Diener. Und Deinem Minister Zjupuscha Dinesalsch in Demuth für huldvolle Werthschätzung dankbar. Rath? Rührend, daß er noch zu Versteckspiel Muße hat. Seit acht Tagen sitzt er, bis über die Waden, in Schlammwasser und hat nun, vor der entscheidenden Audienz, kalte Füße. Die soll ich ihm rasch warm reiben. Köpfschen möchte mal wieder schlau sein; ja nicht der Flamme zu nah kommen, die dem Allerwerthesten Blasen einbrennen könnte. Rath! Geht nachher irgendwas schief, dann holt man aus dem Lumpenkeller die Vogelscheuche: Großfürstenpartei. Die hat geheßt, in dem Schwarzkunstofer, in dem sie Gold machen wollte, das Feuerchen zu hastig geschürt und die Staatssuppe verpfuscht. Die ist reaktionär, frömmelnd, unter dem Hemd schmutziger als ein nordsisibirischer Pilger. Giebt's noch eine? Weiß nicht. Seit die nervige Faust fehlt und sogar die Erbfolge ungewiß ist, krabbelt Alles durcheinander. Geht mich nicht an. Daß Mancher, nicht nur das Taubenhirn, wünscht, Volk und ‚Gesellschaft‘ solle vor dem Popanz zittern, glaube ich; Mancher . . . Erleichtert ja das Geschäft. Mich mögen sie aus dem Spiel lassen. Weil ich Arbeiter bin und mein Bißchen Ruf weder durch Schachermachei noch auf der pariser Hurenmesse erworben habe. Weil Beifall, von Hof,

Duma, Presse, Gesellschaft, mich anekelt. Ein einziges Mal bin ich an die Rampe getreten: als ich den Erlaß des Oktobermanifestes empfahl; eine vorsichtige Abspaltung der Gewalt. Weil ohne einen für die Rolle des Selbstherrschers Geborenen Selbstherrschaft nicht haltbar ist und weil wir bei der Umkehr nach Europa auch wieder einen Löffel voll Europäersitte schlucken mußten. Auf Dank habe ich nicht gerechnet. Nicht gezweifelt, daß durch Dummheit das neue Gefäß bald undicht werden, noch, daß man mir den Rath nie verzeihen und die Schuld am Mißlingen aufpacken würde. Ich ging ins Dunkel zurück; und machte aus der von Kuropatkin, Alexejew und ihrer Sippe versauten Armee und Flotte, was in so kurzer Zeit möglich war. Noch einmal vor? Je viens d'en manger. Ich bin des Kaisers Diener; will Der von mir Meinung: er hat zu befehlen. Aus so schmalem, gekittetem Teller wie im Japanerjahr braucht er nicht mehr zu essen. Das Gestöhn nach Frieden, das Theater im Haag hatte den Geist unserer Truppe vergiftet. „Väterchen sagt ja, daß Krieg Sünde ist.“ Solcher Aberglaube setzt sich nicht nur in die Kleider. Nach Muden hatten wir aufgehört; statt den Feind mit der Menge unserer Mühen zuzubeden. Daß nachher irgendein Mongolenhäuptling sich dem Gossudar zu Füßen warf und ihm den Schemen der Oberhoheit anbot, war kein nutzbarer Ersatz verlorenen Ansehens. Wir mußten sechten. In Asien die ganze Mongolei, vorn zunächst mindestens Armenien, in Europa Galizien nehmen. Nicht nur, weil unser Polen unmögliche Grenzen hat, von Deutschland und Oesterreich umringt wird und überrannt werden kann; auch, um zu zeigen, daß wir noch mitzählen. Sollte ich diese Forderung als Plakat auf meinen Säbel hissen und so, wie ein Kinoanpreiser, über den Newskij, nach Zarskoje, in die Krim rennen? Marschall Molke, fast der einzige Deutsche, der mir angenehm riecht, hat gesagt, die schwerste Aufgabe des Feldherrn sei, ein Heer, das einmal geschlagen wurde, zum Sieg zu führen. Eben so schwer ist's, den Reiter, dem beim Sturz eine Rippe brach, wieder auf den Gaul und in die Bahn zu bringen. Nach beiden Aemtern mich drängen? Danke. Beifall will, Ruhm brauche ich nicht. Zum Leben reichth's und Kinder hat Gott mir nicht beschert. . . Ich warte im Dunkel, bis Tag wird.“

„Nur... Die Ausfeilung der Antwort würde Zeit fordern; und ich nehme an, daß der Minister meine Rückkehr abwartet. Er muß ins Schloß. Daß Buchanan noch vor Mittag ins Amt kommt. . .“



„Wird Jeder glauben, der am ersten August auf Schneefall rechnet. Nicht dran zu denken. Die Aufbauschung des Krames ist zwecklos. Oesterreich hat nachgegeben, England wird mit dem Mosesstab Wasser aus Fels schlagen, Fedja ist uns treu, Wanja bleibt neutral: nimmt denn Einer, dem Haar ums Kinn wuchs, solche Klitterung ernst? Helfen kann Keiner uns. Es geht um eine russische Sache. Schleppen wir die nicht, ohne englischen Waterproof, ohne pariser Schirm und Olsjenins Mantel, allein auf's Trockene, dann sind wir auf dieser Erde morgen der Herr Rinkerlich, nach dessen Kopf Petruschka in der Schießbude zielt. Ich habe Deinem Minister nichts zu sagen. Was er mir melden ließ, findet er wohl ‚interessant‘. Mir ist's ein Wortzopf, der nach Vinaud duftet. Wer ihn nie beschnüffelt hätte, könnte dennoch ahnen, was die Glocke schlagen will. Wir haben 1870, trotz der Warnung meines Ahnherrn Nikolai Pawlowitsch, stumm zugesehau, ohne Garantien herauszupressen, und dadurch ermöglicht, daß acht Jahre später Bismarck, in der Wuth über Gorischalow, uns im Stich ließ. Geblutet, gesiegt hatten wir; dafür bekam Oesterreich Bosnien und die Herzegowina und wir konnten uns den Mund wischen. Durften nicht mal von San Slesano nach Konstantinopel. Das nächste Vierteljahrhundert wurde vertrödel't. Deutschland wollte uns nach Asien drängen: und wir stolperten nach Port Arthur. Da ließ England uns von seinem gelben Gefährten schlagen. Rechts-um! Richtung wieder nach Europa. Statt alle Kraft dran zu setzen, daß in der Zeit unserer Entkräftung im nahen Orient nichts Wesentliches geändert werde, zappelten wir, mit zerschiedenem Heer und Krüppelflotte, wie eine Jungfer, die gegen die Bleichsucht was Strammereß als Stahlpillen braucht. Weder Korea und Port Arthur noch Bosporus und Dardanellen: Das schmeckte bitter. Solches Erlebnis mußte Männer in den Entschluß einriegeln, mit Bienenemsigkeit zu arbeiten, bis sie sagen konnten: Das Schwarze Meer darf hundertundsiebenzig Millionen Menschen nicht länger ein verschlossener Käfig sein. Nordpersten und Aeußere Mongolei mochten auf Eis liegen, bis unser Magen so fette Speise verdauen konnte. Die Gegner waren nicht so dumm; sie verstanden, daß sie sich sputen mußten, aus unserer Schwachheit Rente zu ziehen. Nach dem Türkenausstand sackt Oesterreich die besetzten Balkanprovinzen ein; und Berferker Jswolskij muß, als er sich ausgekreischt hat, zugeben, daß damit erst der volle, in Reich-

stadt bewilligte Preis für die Neutralität von 1877 gezahlt ist. Seine Schuld ist, daß es wie feiger Rückzug und Niederlage aussieht. Jetzt scheint die Wiederholung des Spielchens, daß so reichen Gewinn trug, kaum noch ein Wagniß. Welcher Esel zweifelt denn heute, daß wir Mehrenthals Bluff in zweiter Auflage vor uns haben? Oesterreich ist ärgerlich, seit die Obrenowitsch, die es in der Tasche hatte, aus Serbien weg sind; es möchte das Haus Karageorgewitsch stürzen und meinem Schwiegervater Montenegro sammt seiner Njegos-Familie den Bauplatz sperren. Auch braucht es irgendeinen Erfolg, den es vor dem Hochmuth der Magyaren schwenken und zur Bändigung seiner Slawen benutzen kann. Und verwöhnt ist es seit 1908. Die Auspöschung Bulgariens gegen Serbien hat zwar nicht den Sieg, aber Zins verheißende Feindschaft gebracht; und in Sachen Albanien und Skutari sind vier Mächte vor zweien zurückgewichen. Sakusta macht Hunger. Deshalb vor einem Jahr der Versuch (den nur Italiens Alarmruf bereitete), zugleich mit den Bulgaren in Serbien einzufallen. Nun ist Franz Ferdinand tot; der Einzige, der die Nothwendigkeiten slawischer Zukunft ungefähr erkannte. Mit ihm wäre ich einig geworden; er hätte verstanden, daß zwischen zwei Reichen mit einheitloser, zum größten Theil slawischer Bevölkerung nur freundschaftliche Macht-abgrenzungen oder Serienkriege möglich sind. Der arme Peter und sein tüchtiger Paschitsch hatten nicht den kleinsten Grund, gerade diesen Erzherzog, dessen Kriegsziel hinter der italienischen Grenze lag, in den Himmel zu wünschen. Da wellt er jetzt aber; und daß mit seiner Leiche gekrebst wird, ist nur Einfältigen Ueber-raschung. In der ersten Stunde hätte kräftiger Einspruch gewirkt. ,Ob ein ganzes, durch Rußlands Schwert erlöstes Volk uns verwandter Glaubensgenossen des Doppelmordes schuldig ist, haben wir mitzuprüfen.' Klar, ernst; und dann nicht um Daumensbreite rückwärts. Nicht erst das Ultimatum abwarten. Sofort ansagen: Diese Partie wird nicht ohne uns gespielt. Deutschland, das nur an Kraftprobe und Lockerung der Entente dachte, hätte Zeit zu Ueberlegung, zur Erinnerung an Bismarck, zum Bedenken der Folgen gehabt, die der erste Krieg gegen Rußland (Friedrichs gegen Elisabeth ist nicht einzurechnen) auch nach glücklichem Austrag heraufbeschwören mußte. Wir aber hielten den Athem an; ließen keinen Laut durch die Gurgel. Zuvor das alberne Geschrei des länderlichen Tropfes Suchomlinow und seiner pariser Preßlawaffen:

„Ein dichtes Netz strategisch wichtiger Bahnen wird in Eile bereitet. Wir stellen ein Heer von nie gesehener Kopfszahl auf und sind jedem anderen in der Bewaffnung voraus.“ Trara! Schnauze halten: rief ich. Nein. Schon der Herr Botschafter Delcassé habe gebeten, den vom deutschen Wehraufwand erschreckten Franzosen den effort russe ins rechte Licht zu rücken. Weil ein Kerlchen, das den Jugendlorber als Kammerreporter für Provinzzeitungen gepflückt hat, sich ein neues Sprungbrett zimmern will, duldet das Heilige Rußland die Reklame eines Bandwurmabtreibers. Sachverständige glauben ihr nicht; sie wissen, daß wir noch lange nicht fertig sind, kein zuverlässiges Unteroffiziercorps und für die Kriegsstärke nicht genug brauchbare Lieutenants haben. Noch schädlicher als dieses Geschrei war nachher das Gewinsel. Weiß, mitten in der Verhandlung, uns schwächer erscheinen ließ, als wir sind. Wir haben 1808 Preußen, 1848 Oesterreich das Leben gerettet und gegen unseren Willen konnte kein Norddeutscher Bund und kein Deutsches Reich entstehen? Als ob danach heute gefragt würde! In Berlin und Wien fühlen die Leute, daß wir übermorgen lästig stark sein werden; und wären Hammel, wenn sie diesen Tag in frommer Geduld abwarteten. Was Bluff war, wurde Wille zur That, seit wir zaghaft schlenen. Rien ne va plus. Wenn Sasonow auf allen Vieren nach Potsdam kröche: der Dwornik würde ihn wieder heraus. Rath von mir? Pashol! Die Flasche ist entkorkt. Trink oder stirb! Wenn Rußland auf dieses rauhe Ultimatum auch nur mit einem Hauch antwortete, wärs sein letzter; ein Bündeljud dreht ihm am Christtag eine lange Nase. Das weiß der Kaiser. Seine Entschlußfähigkeit . . . Das aber macht er doch nicht. Liegt seine Würde auf einer Wagschale, dann . . . Was denn? Ich bin sein Generaladjutant. Fort, Hühnchen! Die Bouillon wird kalt.“

Für die Presse: „Die Kaiserliche Regierung hat das deutsche Ansinnen, ihre Truppenmobilisation binnen zwölf Stunden einzustellen, unbeantwortet gelassen. Am ersten Augustabend, zehn Minuten nach Sieben, hat der Deutsche Botschafter die Kriegserklärung ins Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten gebracht. Seine Majestät der Kaiser hat den Oberbefehl über alle Streitkräfte des Reiches, zu Land und zu See, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Nikolai zu übertragen geruht.“

„Beliebt? Ungeheuer in den breiten Schichten des Reichsunterbaues. Wer den russischen Menschen und dessen Bedürfnis, die feste Hand eines Herrn zu fühlen, ein Bißchen kennt, weiß, was ich meine: die Tiefe und Mitte der Volksmasse. Der Tagelöhner und Knecht, Kleinbesitzer und Krämer, Pope und Schreiber hat für den Schwärmer, der die Macht aus der Hand giebt, keinen Sinn; hat sogar den alten Tolstol im Muskhilhemd, mit dem Spaten oder Schusterpfriem, immer mitleidig, als einen frommen Christen, dessen Oberstübchen nicht in rechter Ordnung ist, belächelt und sich nie in ein Gemüthsverhältniß zu dem Zaren geschickt. Der ist als Haupt der Kirche und vom Herrn Gesalbter fast heilig; sonst aber ‚unser unglückliches Väterchen‘, dem die Sonne nie hell in den Palast schien. Von dem Starken aber erwartet dieses Getribbel breitstirniger Menschen, daß er das Glück zwingt, bei ihm einzufahren; und nach dem Starken sehnt es sich heute noch so wie vor Kuriks Zeit. Dem ähnelt der zweite Nikolai weniger als Zwans weichem Sohn, der, während der Tatarenhan mit seiner Horde gegen Moskau vorrückte, unter bitteren Thränen den Himmel fragte, warum gerade er für so harte Tage zum Zaren erkürt worden sei. Der Knabe, der Nikolai, nach langem Harren, beschert wurde, ist krank, ein Bluter, und wird, selbst wenn er heranwächst, kaum je regierungsfähig werden. Wem dann die Krone? Bruder Michael, dems prophezeit worden ist, könnte, trotz seiner nicht ebenbürtigen Frau, Kaiser werden; doch er hat innerlich wohl längst verzichtet und sich in bequemem Leben eingewöhnt. Nach ihm käme Kyрил Wladimirowitsch in Anwartschaft. Der hat aber nichts zu hoffen. Die Medlenburgerin Maria war noch nicht zum orthodoxen Kirchenglauben übergetreten, als sie Kyрил gebar: und der Zarewitsch muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein. Da dieser Großfürst obendrein seine Base geheirathet hat, wären seine Söhne, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindern stammen, nach ehrwürdigem Russenbrauch nicht erberechtigt. Frauen spricht das Hausgesetz die Thronfolgefähigkeit ab. Dessen Aenderung hat der Zar geplant, aber noch nicht gewagt. Stirbe er morgen, dann könnte der verfürte Geist seiner Witwe den Streit um die Krone nicht hindern. Daran denkt die Menge nicht; dumpf empfindet sie aber, daß nicht Alles ist, wie es sein müßte. Ihr Mann war Nikolai Nikolajewitsch. Ein Herr; endlich wieder ein Nikolai mit dem Stock. An Leibeshänge und Willenskraft ragt er hoch über den Neffen

hinaus (der sich deshalb nie gern neben ihm sehen ließ). Er schützt, so wurde geflüstert, die Soldaten vor schlechter Behandlung und Führung; sorgt, daß sie zu essen haben und nicht frieren; nur träge,

unwissende, läunige, östliche Offiziere und Jutendauturroger finden ihn ohne Erbarmen. Sein Ansehen glänzte so hin, daß den Dorfweibern der Glaube nicht auszureden war ihm sei der Segen des Branntweinverboles zu danken. Und hat er die Oesterreicher, die noch von der Krimkriegszeit her haßt sind, aus Galizien gejagt, Lwow und Przemysl genommen steht auf ungarischem Boden und wird das Heer im Mai Prag nach Wien, über Krakau nach Schlessien führen. Bis fernsten Gubernatorien schickt er Gefangene; rechts und links sieht man ihre Almeisenstraßen. Ein Herr. Gott erhalte ihn!

Das Urtheil der ‚Gesellschaft‘ spaltete sich früh. Der Großfürst gilt als ehrlich. Mit Geld ist von ihm nichts zu erlangen. Wer von allen Gottorpern behaupten? Er weiß, wie gräßlich sein Verbrechen unter dem Verdacht der Bestechlichkeit litt, und hat Jeden gespielt, der nicht ganz reine Hände hatte. Seine Energie ist, im Vergleich der Oblomow's und der mit Nicht-Wollen, mit thatlosem Urtheil ihm Paradirenden, ein Gottesgeschenk. Auch sein Fleiß. Er oder Quacksalber als Strategie: seit Peter dem Großen hat das Kaiserhaus nicht Einer so gearbeitet, daß er die Armee in der Hand hatte, ihr nicht nur als Fahnenbild vorschwebte. Der erste Napoleon war Paradedaktiker, der erste Alexander Uniformschneider (dem pflichtlosen Titel des Oberfeldherrn für die Kriege gegen Napoleon). Dieser Großfürst durfte sprechen: ‚Ich bin das Heer gehaßt von schimpflichem Mißbrauch gesäubert, in Zucht gebracht und wenigstens versucht, Offensivgeist herauszulocken; um den Fortschritt zu merken, müßt Ihr an den Valu und an Stoßleistung in Port Arthur denken. Daß Millionen gut ausgestatteter Soldaten über unsere Erde stampfen würden, schien Keinem möglich. Das ist Nikolai's Werk. Nie hat er einem ertappten Soldaten die Halschlinge erspart; war's einer vom hohen Adel: auch die höchste Galgenprosse ist Auszeichnung. Besoffene oder spöttische Offiziere schleuderte er ohne Verhör und Gerichtsspruch schändenden Tod. War in solcher Abschreckung nicht allzu viel für? Der unnahbar Hochmüthige, der sich Allmacht ausbedungen hatte, einem Hordenkhan nicht ähnlicher als einem europäischen Feldherrn von 1915? Rückständigkeit konnte man ihm sonst

nachsagen. Er hatte den schwankenden Neffen nicht losgelassen, bis aus dem Entschluß, den Grundriß einer Verfassung zu gewähren, das Oktobermanifest geworden war. Den Polen verbürgte er sich persönlich für ihr Homerule, die unbeschränkte Selbständigkeit ihrer Verwaltung; und gewann sie schon durch den Muth, diese Verantwortlichkeit, gegen petrograder Zauderbedenken, auf die eigene Kappe zu nehmen. Die Huldigungadresse des Abels und die nicht nur loyale, sondern geradezu russenfreundliche Haltung der sichtbarsten Volksthelle war durchaus nicht Kleinigkeit. In Gallizien hielt er darauf, daß Offiziere und Mannschaft sich nirgends als Eroberer, stets als Brüder und Erlöser gaben, nicht ohne Grund und Zweck Werthe zerstörten und daß so oft wie möglich in (lang entbehrtem) Gold gezahlt werde. In der Bukowina hätschelte er, wo sich machen ließ, die Rumänen. Alles sehr klug. Nämlich: wenn Gallizien zu halten war, unser Polen im Kern vom Feind unberührt blieb und die Rumänen gegen Ungarn marschirten, als Nikolai in Czernowiß und auf dem Karpathenkamm herrschte und Bulgarien in den Wehen der Stellungwahl lag. Dann wäre das zwiefache Mißgeschick in Ostpreußen, die entsetzliche Ziffer der verlorenen Menschen und Waffen, das asiatische Schreckenregiment verziehen worden. Wie fest er im Vertrauen wurzelte, lehrt die Thatsache, daß ihn noch jetzt Tausende entschuldigen. „Konnte er die Unfähigkeit seiner Armeeführer im Manöver erkennen oder Geschütze und Munition herbeizaubern, da die unahnbare artilleristische Kraft der Feinde Tag vor Tag sein Heer mit Gewittern überfiel? Noch sein Rückzug war ein Meisterstück. Vielleicht. Wer heute aber weite Provinzen, mit Landwirthschaft, Industrie, Handel, verwüstet, Der mordet Milliarden und unterspült mit dem Rückstrom heimlos verzweifelter Bettler die Grundmauern des Reiches. Davor bangt der Nefse. „Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem taurischen Chersones, Herr von Pskow, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland: was, Batjuschka, bleibt von Deinem großen Titel, wenn es auch nur bis Wintersanfang so weiter geht?“ Nikolai Alexandrowitsch hat sich aufgerafft und, behutsam, den Oheim weggeschoben. Nikolai Nikolajewitsch scheint verzückt. „Gott giebt dem Auserkorenen raschen Sieg!“ Hinter dem Weißezeichen hebt er die schlanken Schultern. „Ich habe den Kriegstermin nicht gewählt. Ich bin Generaladjutant.“ Wartet: die Fortsetzung so'gt.“

## Frankreichs Hochschulen.\*)

Nach der Meinung ernster Franzosen geht ihr Hochschulwesen seit Jahren den Krebsgang. Ich will hier weder die Ursachen noch die Folgen dieser Thatsache untersuchen, sondern nur fragen: Ist der höhere Unterricht sehr weit verbreitet und wird er sehr ernsthaft betrieben? Wird in Frankreich studirt? Und schließlich: Aus welchen Kreisen stammen die Studenten?

Mit statistischen Ziffern über die Zahl der Studenten, der Lehrstühle, die Besetzung der einzelnen Fakultäten und Aehnliches kann ich nicht aufwarten, will es auch nicht, obgleich die Zahlen leicht in der erstbesten Bibliothek zu erhalten wären. Numeri fallunt. Zahlen trügen immer; und besonders hier. Wer in Frankreich in rein französischer Umgebung gelebt hat, läßt sich auch durch die blendendsten Ziffern nicht zur Begeisterung verführen, wenn es sich um das Hochschulwesen handelt. Man braucht keine Zahlen, um genau zu wissen, daß die etlichen Zehntausend junger Männer, die sich in Paris und den Provinzstädten an den Universitäten immatriculiren lassen, nicht Studenten in dem Sinn sind, den das Wort in Deutschland hat.

Was der junge Franzose an der Sorbonne sucht, Das ist zunächst nicht „Kultur“, nicht einmal „die Wissenschaft“ (das Leben ist ja so kurz), sondern „eine Wissenschaft“, nein, noch weniger: ein Beruf. Er studirt Medizin oder Jurisprudenz, um so schnell wie irgend möglich Arzt oder Anwalt zu werden, wie er zur „Centrale“ oder „Polytechnique“ geht, um Ingenieur, zur „Normale“, um Lehrer, oder nach Saint-Eyr, um Offizier zu werden. Er bildet sich nicht: er büffelt. Daß ein Student aus freien Stücken eine Vorlesung besucht, die nicht zum Examen nöthig ist, erfährt man kaum jemals. Dazu kommt die durchaus berechtigte Meinung, daß ja doch Alles „im Buch steht“, was der Professor an wichtigen Dingen vorzutragen hat; und daß es deshalb leichter und nützlicher ist, daheim mit ausgeruhtem Kopf die Werke des Meisters zu lesen als seine Zeit damit zu verlieren, daß man ihn sie (meist übrigens schlecht) vorlesen hört. Die Schlußfolgerung ist an sich ohne Fehl; leider fällt aber dem Studenten eben so wenig ein, irgendeinen Gegenstand, der nicht zum vorgeschriebenen Lehrgang gehört, aus einem Buch zu studiren, wie ihm je der Gedanke kommt, die davon handelnde Vorlesung zu hören.

Was giebt es denn nun unter den Studenten außer diesen künftigen Ärzten und Rechtsanwältten, die ganz und gar damit beschäftigt sind, ihre Examina zu machen oder sich in Gesellschaft ihrer Freun-

\*) Aus dem gerade jetzt Lehrreichen und (im ernstesten Wortsinne) unterhaltenden Buch „Das Märchen von der französischen Kultur“, das eine in neutralen Ausland geborene, in Frankreich erzogene Frau (sie nennt sich A. Vien) bei Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt. Herr Dr. Franz Oppenheimer hat es übersezt und mit kluger Rede eingeleitet.

dinnen zu amüsiren? Auch hier würden uns statistische Zahlen nicht weiter bringen. Zwar sind viele Hörer der Philosophie und der Schönen Wissenschaften eingeschrieben, aber nur ganz wenige besuchen in Wirklichkeit die Vorlesungen und Seminare. Und wenn ich mir aus meinen eigenen Erfahrungen an Verwandten und Freunden ein Bild davon zu machen versuche, in welchem Verhältnis die jungen Leute studiren, so komme ich zu einem unglaublichen Ergebniß. Wo der Stachel der Nothwendigkeit fehlt, einen freien Beruf zu ergreifen, da geht dem jungen Franzosen nur sehr selten der Gedanke auf, es sei wünschenswerth, zu studiren; in den meisten Fällen sieht er nicht einmal die Nothwendigkeit ein, seine Gymnasialstudien abzuschließen, und begnügt sich damit, sich zum ersten Theil der Baccalaureatsprüfung zu stellen. (Diese Prüfung, die ungefähr unserem Abiturientenexamen entspricht, wird in zwei Abtheilungen, zwischen denen ein Jahr oder zwei liegen, erledigt. Der erste Theil dürfte also ungefähr dem deutschen „Einjährigen“ entsprechen.) Dieses Examen wirklich zu bestehen, gilt aber nicht als nöthig. Der Ehre ist völlig genügt, wenn man sich dazu gestellt hat. Und nicht wenige Gymnasiasten verlassen die Bänke der Schule mit fünfzehn oder siebenzehn Jahren, ohne das Examen auch nur versucht zu haben.

Diese Fälle sind besonders häufig in den reichen Familien der Geschäftsleute und Rentiers, wo der Vater selbst keine höheren Studien getrieben hat und wo, dank dem erworbenen Reichthum, „der junge Herr nicht nöthig hat, irgendetwas zu thun“. Das Vaterland der Revolution ist auch das Vaterland der Routine. Und der Franzose, der sich einst so ungeheure Mühe gegeben hat, um die Erbllichkeit der Aemter abzuschaffen, hat heute offenbar nur ein einziges Ideal: diese Erbllichkeit in der Praxis wieder herzustellen. Die Kinder der Aerzte und Anwälte widmen sich den „freien“ Berufen; der Ingenieur macht aus seinem Sprößling wieder einen Ingenieur; der Offizier schiebt seinen nach Saint-Eyr, der Professor auf die Normalschule. In den Universitätskreisen wird das Lizentiat und sogar der Titel eines „Agrégés“ als unerläßlich betrachtet. Aber im Gegentheil dazu zeigen alle Schichten, die weder zu den Universitäten noch zu den freien Berufen gehören, der Alma Mater und deren Ablegern völlige Gleichgiltigkeit. Und die Sprossen der reichen Familien, die es sich leisten könnten, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen zu betreiben, weil sie nicht durch den Zwang gehemmt sind, in kürzester Zeit einen Broterwerb zu ergreifen, denken nur selten daran, ihre schöne Mußezeit auf diese Weise zu vergeuden.

Wenn man irgendeinen jungen Franzosen aus reichem Haus, der sich als Studenten vorstellt, nach seinen Studien fragt, so antwortet er fast immer, er sei Jurist. Aus der Antwort könnte ein schlecht unterrichteter Hörer den frohen Schluß ziehen, daß Frankreich sich langsam, aber sicher mit lauter künftigen D'Aguesseau und Savigny bevölkere; aber in der Wirklichkeit ist von solcher Herrlichkeit gar keine Rede. Der



Jüngling läßt sich immatrikuliren, geht ein paar Mal in die Vorlesungen, gerade oft genug, um das Lokal einigermaßen kennen zu lernen, und bleibt dann streng abstinente von aller Wissenschaft; und dabei hat er auch noch das stolze Bewußtsein, alle Pflichten gewissenhaft erfüllt zu haben, die man irgendwie von ihm fordern kann.

Die Bande der Familie und die elterliche Gewalt sind in Frankreich straffer und werden viel später gelockert als in den deutschen und angelsächsischen Ländern. Noch mit zwanzig Jahren hat sich der junge Mann nur selten, durch einen Handstreich, volle Freiheit verschafft; die dünkt ihn dann wundervoll, weil sie ihm so knauerig zugemessen wird. Dagegen giebt es für den jungen Franzosen der wohlhabenden Klassen eigentlich nur ein einziges Heilmittel: er geht nach Paris oder im Nothfall auf die nächste Universität, um Jura zu studiren. Er hat nur in den seltensten Ausnahmen die Absicht, die Vorlesungsräume heimzujuchen, und die Prüfungen erfüllen ihn mit unbefiegbarer Abneigung; auch wird ihm nur in den seltensten Fällen so Ungeheures von seiner Familie zugemuthet. Dieses sagenhafte Rechtsstudium liefert ihm also ganz einfach den Vorwand, zwei, drei oder vier Jahre als Junggeselle zu leben, ohne sich an einer der vielen Ketten wund zu reiben, mit denen das Familienleben, besonders in der Provinz, den jungen Mann fesselt.

Für die große Mehrheit der Goldenen Jugend Frankreichs ist „studiren“ durchaus gleichbedeutend mit „sich amüsiren“. Und leider haben die Vergnügungen dieser Jugend nur noch eine sehr, sehr schwache Aehnlichkeit mit den reizenden Jugendstreichchen, die uns in Murgers „Zigeunerleben“ entzücken.

Der wissenschaftliche Vorwand ist in den Familien beliebt, die wenigstens noch einen Rest der alten hergebrachten Familienzucht bewahrt haben. In den moderneren und weltlicheren Kreisen, die gegen die geistigen Werthe völlig gleichgiltig sind, bedarf es keines Vorwandes, um die so heiß gewünschte Freiheit zu bewilligen, und der junge Mann darf sich allen Freuden des süßen Nichtsthuns widmen, ohne sich um saule Ausreden bemühen zu müssen.

Wenn ich vor meinem geistigen Auge die vielen Verwandten, Freunde und Bekannten Revue passiren lasse, die ich in Frankreich besitze, so finde ich unter den jungen Leuten eine geradezu erschreckende Verhältnißzahl solcher, die, trotz bedeutender geistiger Begabung, nur ein Lebensziel kennen: sich zu amüsiren. Besser (denn ihr Ehrgeiz ist längst abgedämpft): sich nicht zu langweilen. Sie treiben Sport und lieben herum; sie sprechen vom Sport und sie sprechen von Weibern. Dazu kommen noch einige gesellschaftliche Verpflichtungen, von denen

„... sie may auch sehr nach Artaten urtheil; damit'ur die Wuang ihrer Saacsordnung erschöpfst. Das gilt natürlich nur von einer kleinen Zahl. Aber wenn wir zu dieser kleinen Zahl die schon viel größere Derer addiren, von denen wir soeben sprachen, der „Studenten“, denen das Studiren nichts ist als der Vorwand zu einem vergnügten Sum-

melleben, wenn wir dazu rechnen die große Mehrheit der künftigen Oberlehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, die keinen anderen Ehrgeiz haben als den, in möglichst kurzer Zeit, ohne Verlust einer Minute womöglich, das gebenedeite Pergament zu ergattern, das ihnen die Thür zum Broterwerb aufschließen soll, die es für ein Verbrechen, nein, schlimmer: für eine Dummheit halten würden, auch nur eine einzige Stunde einer seitab liegenden Vorlesung, einem nicht durchaus unentbehrlichen Buch zu widmen, — wenn wir alle diese Posten des Hochschulunterrichts zusammenrechnen, dann wird uns, trotz allen glänzenden Ziffern der offiziellen Statistik, doch einigermaßen bang um die Zukunft der geistigen Kultur Frankreichs.

Wie steht es nun um die andere Seite des Hochschulunterrichtes, um die Universitäten und ihre Nebenanstalten?

Die französischen Universitäten dürfen nur mit großen Einschränkungen mit den deutschen in Parallele gestellt werden, obgleich ihr Grundprinzip fast das selbe ist. Die Fakultäten von Paris, Montpellier, Bourdeaux stehen den Universitäten von Berlin, Leipzig näher als denen von Oxford, Cambridge, Harvard und Yale. Und trotz Alledem: sie sind viel mehr Vern- als Lehranstalten.

Der große Krebsgeschaden des französischen Lebens ist die Centralisation: es giebt einen Großmeister, ein Gesetz, eine Verordnung, ein Programm; und so zeigen denn auch alle Hochschulen mit der einen fürchterlichen Gleichförmigkeit die selben Schwächen und Vortheile, die selben starken und schwachen Seiten, von der Nordsee bis zu den Pyrenäen, vom Atlantischen Ocean bis zu den Alpen. Natürlich liegt es mir fern, zu glauben, daß alle deutschen Universitäten fleckenlos sind; aber sie bieten doch wenigstens eine Auswahl von Stärke und Schwäche; und so findet der weisheitsdürstige Student zwar auch in Deutschland nur sehr selten die Vollkommenheit, aber mindestens eine Sammlung von Irthümern von viel höherem Werth, als er in der unermüßlichen Ableiterung immer gleicher Fehler erblickt werden kann.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert ertönt immer wieder die eine große Klage, daß der Spiegel des Hochschulunterrichtes fortwährend sinke. Wo man ein Buch oder einen Versammlungsbericht über die Hochschulfrage aufschlägt, stößt man auf diese trauervolle Litanei. Und zwar klagt man nicht etwa über den Mangel an Studenten, sondern über den schmerzlich tiefen Stand ihrer Bildung.

Vor sechs oder sieben Jahren hat Herr Cauchy in seiner Brochure über „Die Universität und das neue Wehrgesetz“ die leider unbestreitbare Thatsache dieses betrüblichen Niederganges wieder einmal festgestellt und auf ihre Ursachen hin untersucht. Er macht zunächst die Professoren dafür verantwortlich. Sie haben, um sich die Gunst der Regierung (lies: der Wähler) nicht zu verscherzen, die Prüfungszeugnisse mit der rührendsten Nachsicht ausgestellt. Die zweite Ursache sieht er in dem Zudrang von Ausländern, namentlich zur „Faculté des Lettres“ (die der deutschen Philosophischen Fakultät nur von Wei-

tem ähnlich sieht). „Um dieser Horde von Ausländern willen“, jagt er, „die sich für ein lächerlich geringes Einschreibgeld bei der Sorbonne immatrikuliren lassen, um die Bildung der ‚Oberen Primärschule‘ (etwa der deutschen ‚Höheren Bürgerschule‘) zu erlangen, muß ein Gelehrter wie Gazier die Rolle eines Elementarschullehrers übernehmen und ein so hervorragender Meister wie Faguet muß zum Vortragskünstler an einer Volkshochschule herabsinken“. Und er fügt, und zwar mit vollem Recht, hinzu: „Unsere heimischen Studenten mögen an sich die ärgsten Schulschwänzer sein. Aber Niemand kann es ihnen verdenken, wenn sie lieber spaziren gehen als sich mit zwanzig Jahren Dinge vorpauken lassen, die sie schon mit dreizehn lernten“.

Man braucht deutschen Lesern nicht erst zu erzählen, daß es unter unseren Professoren in Frankreich eine ganze Anzahl bedeutender Gelehrten von Weltrauf giebt (selbst wenn man von dem „einzigen“ Bergson absteht). Doch leider: ihr Einfluß auf die jetzige Generation der Studenten reicht genau so weit wie ihre Bücher. Ob Das zu begrüßen oder zu beklagen ist? Dieser Frage mögen Berufene die Antwort suchen.

Immerhin: der Lehrkörper ist auf der Höhe seiner Aufgabe. Aber um die Laboratorien, Bibliotheken, wissenschaftlichen Veröffentlichungen steht es schlimm. Was namentlich die Lehrbücher anlangt, so ist der französische Student ganz zweifellos viel übler daran als der deutsche; auf ein französisches Lehrbuch, das erscheint, kommen in Deutschland wenigstens vier; und sie sind in der Regel vollständiger und enthalten viel mehr neues Material, was vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gewiß seine Bedeutung hat.

Ich berichte nach Valoys Schrift: „Wird die französische Sprache nächstens aufhören, eine Sprache der Wissenschaft zu sein?“ Man ist schließlich so weit heruntergekommen, daß man ein russisches Lehrbuch der Physik übersehen lassen mußte, um den Studenten ein Handbuch von genügender Ausführlichkeit bieten zu können; und dabei giebt es etwa zwanzig Professoren der Physik an den französischen Hochschulen! Eben so empfindlich ist der Mangel an wissenschaftlichen Publikationen anderer Art: meines Wissens giebt es in Frankreich ganze zwei „Jahresberichte“: die „Comptes-Rendus“ der pariser „Chemischen Gesellschaft“, begründet 1858, und das „Bulletin de l'Institut Pasteur“, das jüngeren Datums ist. Um diese klaffenden Lücken zu schließen, schlägt Valoy vor, die Herausgabe der erforderlichen wissenschaftlichen Publikationen den Professoren und Privatdozenten zu übertragen. Er schreibt: „Die akademischen Lehrer würden auf diese Weise nützlicher beschäftigt sein, als wenn sie Vorlesungen halten, die ihre sehr spärlichen Hörer nur dadurch erlangen, daß man auf die Studirenden einen sanften Zwang ausübt; ohne solchen Zwang würden sie kaum jemals daran denken, Kollegien über Sondergegenstände zu hören, die sie nicht interessiren. Nützlicher wäre die Bestimmung, daß jeder Lehrer, der sich davon drückt, seine Sonderabtheilung zu rebi-

giren, seine Ansprüche auf Beförderung einbüßt; und ferner könnte man bei Neubesetzungen allmählich einen Theil der Gehälter zurückbehalten, der den Professoren nur nach dem Umfang der von ihnen geleisteten Redaktionsarbeit zugemeßen werden dürfte.“

Saloy denkt offenbar sehr schlecht über die Fähigkeiten und über den Amtseifer der Herren von den Hochschulen. Denn er fügt später hinzu: „Uebrigens könnte die wissenschaftliche Bedeutung unserer Hochschullehrer nur gewinnen, wenn jedem von ihnen die Pflicht auferlegt wäre, seine Kollegen, also auch sich selbst, über ein eng begrenztes Gebiet seiner Wissenschaft ständig zu unterrichten. Man könnte einwenden, Daß sei von je her ihre Ehrenpflicht gewesen und an unserem Vorschlag sei nichts neu als die behördliche Festlegung dieser Ehrenpflicht. Aber leider entziehen sich ihr so viele Hochschullehrer, daß man sie formell vorschreiben und ihre Erfüllung durch geeignete Strafbestimmungen erzwingen muß.“

Nach der Hochschule müssen wir auch noch die zahlreichen Vortragsvereine und das „Collège de France“ betrachten. Wie der Larousse uns liebendwürdig mittheilt, „sind seine Vorlesungen öffentlich, zielen auf keine besonderen Examina ab und haben die uneigennützigste Bestimmung, den höheren Unterricht, den die ‚Fakultäten‘ erteilen, zu ergänzen“. Diese Anstalt öffnet denn auch mit aller wünschenswerthen Gastfreiheit ihre Pforten allen exotischen Größen, die sich auf der Durchreise in Paris aufhalten. Entspricht die Anstalt einem wirklichen Bedürfniß? Darüber sind die Anschauungen getheilt; die Entscheidung hängt, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, davon ab, was man unter einem „Bedürfniß“ verstehen will. Nebenfalls ist die „Nachfrage“ nach diesem „Befriedigungsmittel“ winzig und wächst nur, wenn es sich um die Carusos der Wissenschaft handelt.

Ich habe in meiner Jugendzeit die Vorlesungen über Literatur von „Vater Deschanel“ besucht, wie wir ihn respektlos nannten. Die Hörerschaft war eine echte und gerechte „Höhere Töchterchule“. Dann habe ich vor einigen Jahren zwei Vorlesungen von Ferrero gehört; wenn ich mich recht entsinne, über Nero. Die Hörerschaft war sehr zahlreich, sehr elegant (das zartere Geschlecht überwog); aber sie wäre genau so zusammengesetzt gewesen, wenn das Thema gelaftet hätte: Ueber siamesische Lieber; oder wenn Nansen einen Vortrag mit Lichtbildern gehalten hätte.

Bergson hätte ich gern gehört, aber es war unmöglich. Zweimal trat ich pünktlich zu seinen Vorlesungen an; aber ein Stellvertreter erkletterte die Katheder. Ich kann daher nicht aus eigener Anschauung beurtheilen, ob sein Auditorium, wie er selbst sagt, „ernsthaft und frei von jedem Snobismus“ ist. Die „Großen“ haben überhaupt die Gewohnheit, die Arbeit der Vorlesungen auf die Schultern von Stellvertretern zu wälzen: eine herbe Enttäuschung für alle Dilettanten, die doch ein einziges Mal den erhabenen Meister sprechen hören wollen.

Da also meine eigenen Erfahrungen mit dem Collège de France

nur sehr beschränkte sind, möchte ich Herrn Ader das Wort geben, der das Ergebniß einer mehrtägigen, in löblichem Studieneifer unternommenen Forschungsreise durch die Hörsäle der Anstalt veröffentlicht hat. Seitdem sind neun Jahre vergangen; einige der erlauchten Meister mögen in dieser Zeit hinübergegangen sein. Aber man wird ihnen wohl Nachfolger gegeben haben; und so dürfte diese Veränderung (die einzige, die zu erwarten war) den Werth der Beobachtungen Aders kaum beeinträchtigen.

„Ich war in einem sehr schmalen Zimmer, dessen Einrichtung aus einem langen Tische und ein paar Stühlen bestand. Ein junger Geistlicher mit einer Brille plauderte mit einem Laien, einem alten Herrn von etwa sechzig Jahren. Das war die ganze Hörerschaft. Außerdem waren da noch zwei stumme Personen: eine Wüste von Erneste Renan mit dem bekannten spöttischen Ausdruck und eine von Burnouf, die ernster dreinschaute. Das Gepolde verstumpte plötzlich: ein alter Herr, vollkommen kahlköpfig, trat ein, setzte sich, öffnete eine Mappe, entnahm ihr ein dickes Buch, das in spinnengliederartigen Buchstaben gedruckt war, beugte sein Haupt tief auf den Text und hub an, Worte hervorzustoßen, die mir ganz und gar unverständlich blieben; nur hier und da mischten sich ein paar französische Brocken ein. Nach einer Viertelstunde schlich ich hinaus; ich hatte, ohne es zu wissen, der Uebersetzung des Buches Job in „Targum“ (aramäische Uebersetzung des hebräischen Urtextes) durch Herrn Rubens Duval beige-wohnt. Ich trat auf gut Glück durch eine andere Thür in ein kleines Amphitheater. Sechs Hörer, die auf den stufenförmig angeordneten Bänken saßen, lauschten Herrn Longnon, der die Grenzen der Aubergue in der Karolingerzeit erörterte. Zwei und Sechß macht Acht: die beiden ersten Vorlesungen, die ich besuchte, hatten zusammen ganze acht Hörer. Ich unternahm muthig einen dritten Versuch, wagte mich in einen dritten Hörsaal und gerieth zu einem Professor, der vor einem Auditorium von sechs alten Herren, von denen drei die Rosette der Ehrenlegion trugen, und einem alten, sanft schlummernden Bettler die Entzifferung und Deutung der sasanischen Inschriften und das Eindringen arabischer Elemente in Syrien vor dem Islam abhandelte.

Nur nicht den Muth verlieren, sagte ich mir; und setzte meine Wanderung fort. Ich schloß mich einigen Damen an, die einem Saale zuhasteten, und trat nach ihnen ein. Es war Auditorium 8, wo Professor Izoulet zu lesen pflegte. Jetzt stand aber nicht Izoulet, sondern Albert Réville auf der Katheder. Er las über die Geschichte der Reformation in England und Schottland im achtzehnten Jahrhundert. Endlich hatte ich einen vollen Hörsaal entdeckt. Réville sprach von den verschiedenen Ehen Heinrichs des Achten: ein knusperiges Thema, das ein volles Haus machte. Viele Frauen; doch überwogen in auffallender Zahl die alten, die sanft vor sich hindrösten; auch sah ich eine Masse alter Herren: Offiziere und Angestellte im Ruhestand, die auf anständige Weise die Zeit totschlagen wollten; den

Rest des Auditoriums bildeten russische Studentinnen mit kurz beschnittenem Haar und der offenbar allgegenwärtige Bettler, der neben dem Heizkörper schlummerte. Gewiß ein seltsamer Hörerkreis, von dem man schwer sagen kann, was er da suchte: das Mittel, um ohne Anstrengung ein paar leere Stunden auszufüllen, oder Belehrung?

Ich gab mich noch nicht zufrieden. Die Namen Michelet und Quinet klangen mir immer ins Ohr. Irgendwo mußte sich doch eine junge, zahlreiche, glühend begeisterte Hörerschaft finden! Und so durchquerte ich denn noch Tage lang in heißem Eifer dieses dunkelste Afrika des Collège de France. Eines schönen Morgens fand ich in einem riesigen Amphitheater vier Damen und zwei Herren, denen ein Professor mit gelangweiltem Tonfall kleine Geschichtchen von den indischen Mohammedanern vortrug. Von unendlicher Traurigkeit befallen, flüchtete ich mich in die Vorlesung des Professors Sylvain Lévy. Es war ein Reinsfall! Wir waren unser Fünf an einem Tisch. Professor Lévy las und las und las aus einem dicken Wälzer. Von seinen Lippen fielen wunderfame Worte von merkwürdig gleichem Klang, fast lauter „a“, durch Konsonanten verknüpft: Sabralamkara, Sakuntala, Kalibaja, Carabhaça, Caradvata. Als es Zwölf schlug, klappte er schleunig sein Buch zu und verschwand. Ich erkundigte mich bei meinem Nachbar und erfuhr, daß man mir soeben die buddhistische Lehre vom „großen Rad“ erläutert hatte: ich war starr, daß ein so begeisternder Gegenstand so wenig Anziehungskraft bewies.

Ich kam hartnäckig wieder: am selben Abend, am nächsten Morgen, Tage lang. Ich hörte Professor Habamard vor sieben Männern sich über Gleichungen des allerhöchsten und am Allerwenigsten verständlichen Grades verbreiten; es war sehr viel von Derivationen und einem konstanten Medium die Rede. Ich hörte Hennequy vor sechs Besessenen über die „Stenophoren“ sprechen, was, wenn ich ihn recht verstanden habe, eine Lebensart von Mikroben ist; ich hörte Vernes in nicht gerade leicht verständlicher Manier vor ganzen zehn Personen „über die geschichtlichen und prophetischen Bücher der Bibel in ihrem Zusammenhang mit den Gesetzen Moses“ reden.

Endlich gelang es mir, eines schönen Nachmittags, wieder ein volles Auditorium zu finden. Flach las über Japan. Aber ich entdeckte bald, daß es sich aus den selben Getreuen zusammensetzte, die ich bei Réville kennen gelernt hatte: alte Pensionäre, alte Weiber, alte Bettler, Studentinnen mit kurzgeschnittenem Haar; und der Böse Geist raunte mir ins Ohr: Das ist eine Truppe von Statisten, die angestellt ist, die wirklichen Hörer zu mimen. Aber das Herrlichste, das ich erlebte, war das Kolleg von Couturat, der Bergson auf dem Lehrstuhl für Philosophie vertritt. Um 4¼ sollte es beginnen; drei Damen und ein Herr waren zur Stelle. Um 4½ war der Herr Professor immer noch nicht sichtbar: der Herr ging weg; der Regulator zeigte 4 Uhr 35, 4 Uhr 40: eine Dame ging weg, Couturat kam noch immer nicht: da ging ich auch weg.\* Das hat ein Franzose öffentlich erzählt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Maximilian Harden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pabst & Schickel & n. n. G. in Berlin.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u. Stadtanleihen u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekendarlehen zu kulantem Kurse. T.-A. Zehlen-**Max Oske**, Zehlendorf 909 u. 912. Wannsee.

**Diabetylin**  
neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.  
**Zuckerkrankheit**  
i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfr. d.  
**Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.**  
Berlin - Steglitz 3.

*Im Jahr  
hoffen Familien  
erfolgt man Halling  
Lied der  
Doffisa  
Zeitung  
Ludwig SW, Villhainfabrik*

## Zur dritten Kriegsanleihe.

Die erste Kriegsanleihe hat nicht weniger erbracht als  $4\frac{1}{2}$  Milliarden. Die zweite mehr als das Doppelte.

**Welcher Erfolg wird der dritten beschieden sein?**

In Schätzung der Summen gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander, aber darin stimmen alle überein, daß die Voraussetzungen für gutes Gelingen auch diesmal gegeben sind.

### 1) An verfügbaren Geldern und Kapitalien fehlt es nicht.

Deutschland lebt nicht mehr in der Knappheit früherer Zeiten, 21 Milliarden betragen die Einlagen bei den Sparkassen, über 15 Milliarden liegen bei Banken und Genossenschaften. Auch jetzt, nachdem Millionen von Zeichnern zweimal schon ihr Ersparnis dem Vaterlande dargebracht haben, ist Geld in Fülle vorhanden. Freilich, die 13—14 Milliarden der ersten Anleihen spielen zu grossem Teile wieder mit. Fast restlos sind sie in Deutschland verblieben. England und Frankreich zahlen, was sie aus Anleihen erlösen, an Amerika — Rußland an Amerika und Japan, Deutschland aber zahlt an tausende und abertausende einheimischer Fabriken, einheimischer Lieferanten und Arbeiter. Die Hände wechseln, aber es sind deutsche Hände, die die Milliarden erhalten haben und willig sie den neuen Anleihen dienstbar machen. Ein Kreislauf des Geldes! Und sodann: große Ausgaben fallen fort im Kriege — für Ausdehnung der Industrie, Neueinrichtungen und dergl. Die sonst hierfür verwendeten Summen suchen nach Anlage. Nicht minder auch Millionenerlöse aus dem Verkauf der Bestände und Läger. Der Ankauf der Rohstoffe ruht. So fließen auch diese Millionen nur in bescheidenstem Maße dem Auslande zu.

### 2) Dank der Fülle des Geldes ist der Geldstand überaus leicht.

Er ist leichter noch als im Frühjahr und viel leichter als im vorigen Herbste. Die Sparkassen gewähren an Zinsen etwa  $3\frac{1}{2}\%$ . Die Einzahlungen auf die zweite Anleihe haben sie hinter sich und inzwischen beträchtliche Spargelder neu vereinnahmen können. Die Zinsen für Einlagen bei den Banken sind noch geringer. Für tägliches Geld

1½%! Nur solche Zinsen können die Banken vergüten, denn ihre Kassen sind überfüllt. Die Einleger empfinden dies peinlich, der Anleihe aber kommt es zugute.

### 3) Die Käufer der früheren Anleihen haben ein gutes Geschäft gemacht.

Wer vom Deutschen Reiche 5% erhält und daneben schon im Kriege einen Kursgewinn zu verbuchen hat, darf zufrieden sein. Seit die bislang über Gebühr bevorzugten fremdländischen Renten schon hinsichtlich der Zinszahlung böse im Stich gelassen haben, sind die Staatsanleihen wieder in Gunst, wird (namentlich die Kriegsanleihe) geschätzt, die nicht im Stiche läßt und noch dazu hohe Zinsen gewährt.

### 4) Man weiss es im Volke: der Krieg kostet Geld und doppelt Geld, wenn jetzt doppelt so viele Soldaten im Felde stehen.

Man weiss aber auch: diese Vorsorge verbürgt uns den Sieg.

Der deutsche Krieger, der bei Tannenberg den schweren Anfang mitgemacht, brennt darauf, jetzt auch bei dem Entscheidungskampf mitzutun. So auch das deutsche Volk. Es hat in bangeren Tagen die Kriegskassen gefüllt. Es wird auch jetzt — und jetzt erst recht dabei sein, wo die Waffenerfolge unserer Söhne — um bescheiden zu sprechen — die Zuversicht des Gelingens gefestigt haben.

## Zu den Anleihebedingungen:

### Der 5 prozentige Zinsfuß ist beibehalten.

Er wird auch diesmal starken Anreiz ausüben. Deutschland zahlte im Frieden 4 Prozent. Es hat für die Kriegsanleihen diesen Satz um ein Prozent erhöht. Der Versuch Englands, gleich uns mit solcher Erhöhung auszukommen, ist mißglückt. Es mußte zuletzt seinen Friedenssatz um volle 2 Prozent erhöhen: von 2½ auf 4½.

### Der Preis der 5 prozentigen Anleihe beträgt 99,— Schuldbucheintragen kosten nur 98,80.

Der Ausgabekurs der ersten Anleihe stellte sich auf 97,50%, der der zweiten auf 98,50%. Die Kurse beider Anleihen haben inzwischen eine so wesentliche Erhöhung erfahren, daß der jetzt festgesetzte Kurs von 99 oder 98,80 als mäßig bezeichnet werden muß. Uebrigens genießt der Zeichner noch Zinsvorteil. Es werden ihm 5% Stückzinsen vom Zahlungstage bis zum 1. April 1916, mit welchem Tage der Zinsenlauf der Anleihe beginnt, vorweg vergütet.

### Vor dem Jahre 1924 ist die 5 prozentige Anleihe nicht kündbar.

Die neunjährige Laufzeit dürfte für Kursgewinn erfreuliche Aussichten eröffnen.

Diese Unkündbarkeit bedeutet aber nur, daß das Reich die Anleihe bis 1924 nicht kündigen und also auch den Zinsfuß nicht herabsetzen kann. Die Inhaber der Schuldverschreibungen können natürlich über diese wie über jedes andere Wertpapier (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

### Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen oder auch die bis zum Januar 1916 geräumig bemessenen Einzahlungstermine innehalten.



Die frühere Bestimmung, wonach Zeichnungen bis 1000 Mark voll bezahlt werden mußten, ist im Interesse der kleinen Zeichner fallen gelassen.

**Reichsschatzanweisungen gelangen nicht zur Verausgabung, für die Reichsanleihe aber ist ein Höchstbetrag der Verausgabung nicht festgelegt.**

Es wird hierdurch auch diesmal der Uebelstand vermieden, daß Zeichner leer ausgehen oder sich mit geringerer Zuteilung zu begnügen haben.

**Die Zeichnungen können vom 4. September bis zum 22. September, mittags 1 Uhr, vorgekommen werden.**

Die Festsetzung einer mehrwöchigen Frist hat sich bewährt. Jedermann hat Zeit, sich Aufklärung zu verschaffen und in Muße seine Zeichnung vorzubereiten. Es empfiehlt sich aber, die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage aufzuschieben.

**Für Gelegenheit, die Zeichnungen anzubringen, ist wie beim letzten Male in ausgedehntestem Masse gesorgt.**

Außer der Reichsbank, der Königlichen Seehandlung, der Preussischen Centralgenossenschaftskasse, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg stehen alle Banken und Bankiers, alle Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften, alle Kreditgenossenschaften, alle Postanstalten und in Preußen alle Königlichen Regierungs-Haupt- und Kreiskassen zur Verfügung.

**Wer Stücke von 1000 Mark und darüber zeichnet, erhält auf Antrag Zwischenscheine.**

Hiermit wird den Wünschen vieler Rechnung getragen. Technische Schwierigkeiten verbieten es, die Verausgabung von Zwischenscheinen auch auf kleinere Zeichner auszudehnen. Zum Ausgleich sollen aber kleine Zeichner bei Ausgabe der Stücke vorweg befriedigt werden.

Wenn hiernach hinsichtlich der Anleihebegebung im wesentlichen alles beim alten bleibt, so besteht die sichere Hoffnung, dass auch hinsichtlich der Freudigkeit und Begeisterung, mit der ganz Deutschland sich den früheren Anleihen zuwandte, alles beim alten bleiben wird.

Wer für das Wohl des Vaterlandes sorgt, sorgt für die eigene Zukunft. In allen Fällen deckt sich der Dienst am Vaterland mit eigenem Vorteil. Hier aber macht er sich daneben noch durch hohe Zinsen ganz unmittelbar bezahlt. Darum:

**Wer zeichnen kann, der zeichne!  
Grosse und Kleine!  
Und Jeder so viel als möglich!**

Die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes — dess sollen die Feinde inne werden — hält stand wie die Kraft unserer Heere!

# Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möller's  
Sanatorium  
Dresden-Loeschwitz

Diätet. Kuren  
nach Schroth

heerliche Lage  
Wirtes. Heilort  
L. Chron. Krankh.  
Dresden-Loeschwitz

Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

**Sanatorium Bühlau**

bei Dresden.

Stets geöffnet.

Prospekte frei.

## Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

## Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

**heilbewährt bei Katarrhen, Gicht  
und Zuckerkrankheit**

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

## Bad Salzbrunn Oberbrunnen, Kronenquelle bei Katarrhen, Gicht, Zucker, Nieren- u. Blasenleiden.

Kohlensäure Mineralbäder, Wasserheilverfahren, Inhalatorien, Pneumatisches Institut, Radiemannatorium. **Zanderinstitut.**

# BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf dem Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung).  
Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurzweilfrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

# Die dritte Kriegsanleihe!

Die dritte Kriegsanleihe, deren Bedingungen soeben bekannt gegeben werden, unterscheidet sich von der ersten und zweiten Kriegsanleihe wesentlich dadurch, daß keine Schatzanweisungen, sondern nur Reichsanleihe ausgegeben wird. Diese ist seitens des Reichs wieder bis 1924 unkündbar, zu 5% verzinslich und wird zum Kurse von 99, für Schuldbuchzeichnungen zu 98,80 aufgelegt. Der Zinslauf beginnt am 1. April 1916. Fünf Prozent Stückzinsen bis dahin werden bei der Zahlung zugunsten des Zeichners verrechnet. Die Zinscheine sind am 1. April und 1. Oktober jeden Jahres, der erste Zinschein am 1. Oktober 1916 fällig.

Auch diese Anleihe wird ohne Begrenzung ausgegeben, und es können daher alle Zeichner auf volle Zuteilung der gezeichneten Beträge rechnen.

Die Zeichnungsfrist beginnt am 4. und endet am 22. September. Die Zeichnungen können wieder bei allen den Zeichnungs- und Vermittlungsstellen angebracht werden, die bei der zweiten Kriegsanleihe tätig waren (Reichsbank und alle ihre Zweiganstalten, sämtliche deutsche Banken und Bankiers, öffentliche Sparkassen und ihre Verbände, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften). Die Post nimmt diesmal Zeichnungen nicht nur an den kleinen Orten, sondern überall am Schalter entgegen.

Zahlungen können vom 30. September an jederzeit geleistet werden. Es müssen gezahlt werden:

30%	am 18. Oktober,
20%	" 24. November,
25%	" 22. Dezember 1915 und die letzten
25%	" 22. Januar 1916

Die Bestimmung, wonach die Zeichnungen von 1000 Mk. und darunter bis zum 1. Einzahlungstermin voll bezahlt werden müssen, ist weggefallen; auch den kleinen Zeichnern sind diesmal Teilzahlungen in runden, durch 100 teilbaren Beträgen gestattet; die Zahlung braucht erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig werdenden Teilbeträge wenigstens 100 Mk. beträgt. Auf die Zeichnungen bei der Post ist zum 18. Oktober Vollzahlung zu leisten.

Die im Umlauf befindlichen unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs werden unter entsprechender Diskontverrechnung in Zahlung genommen.

Um den bei allen Vermittlungsstellen gleichzeitig hervorgetretenen Klagen über die langsame Lieferung der Stücke bei der zweiten Kriegsanleihe zu begegnen, werden diesmal wieder Zwischenscheine, aber nur zu den Stücken von 1000 Mk. und mehr und nur auf Antrag ausgegeben. Auch für die kleinen Stücke Zwischenscheine auszugeben ist nicht möglich, da die dadurch entstehende Arbeit nicht bewältigt werden könnte. Die kleinen Stücke werden aber zuerst gedruckt werden und voraussichtlich im Januar zur Ausgabe gelangen.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810.  
Insertionspreis für die 1 spatige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

# Rennen zu Hoppegarten

## Herbst-Meeting

Siebzehnter Tag

Sonntag, den 19. September, nachm. 2 Uhr  
7 Rennen;

u. a.: **Renard-Rennen**

Achtzehnter Tag

Donnerstag, den 23. September, nachm 2 Uhr  
7 Rennen;

u. a.: **Herzog von Ratibor-Rennen**

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Auschlagskästen

### Preise der Plätze

Ein Logenplatz I. Reihe . . .	Mk. 14,—	Ein Sattelplatz Damen . . .	Mk. 4,—
do. II . . . . .	12,—	Sattelplatz Herren . . . . .	4,—
Ein I. Platz Herren . . . . .	10,—	do. Damen . . . . .	3,—
do. Damen . . . . .	6,—	Ein dritter Platz . . . . .	1,50
Ein Sattelplatz Herren . . . . .	8,—	Kinderkarten . . . . .	1,—

*Das ist die richtige  
Lampe!*



# **AEG**

**Metalldraht-Lampe**